

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Der Hobsack
Autor: Forstegg, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Prachtstücke verdienten eine nachträgliche Ueberlegung im angedeuteten Sinne. Also: das Buch hat Anspruch auf weite Verbrei-

tung als gesundes, fernhaftes Werk, und die kritische Bemerkung soll wahrlich nicht als Warnung davor dienen! H. Müller-Bertelmann.

Der Hosensack.

Nachdruck verboten.

Ein Gleichnis. Von Hans Forstegg, Zürich.

Kurt, ein durchaus liebenswürdiger Student im ersten Semester, hatte soeben seinen ersten Roman zu Ende geschrieben. Nach heftigem Kampf mit sich selbst übersandte er das Manuskript der Redaktion des „Tageblattes“ zur bald gefälligen Veröffentlichung. Man hatte ihm den Empfang sofort bestätigt und weitere Nachricht versprochen. Kurt wartete von Stunde zu Stunde, wartete halbe Tage, ganze Tage und ganze Nächte; es verging eine Woche, die zweite Woche; es vergingen Wochen, Monate — die versprochene Nachricht traf nicht ein. Zuerst versetzte ihn die wogende und tobende Ungeduld in einen Zustand, der seine Neider neugierig machte, seine Freunde aber mit Besorgnis erfüllte. Nach und nach aber wurde sein Verstand wieder klar und sein Herz wieder ruhig. Er blinzelte jetzt nicht mehr hastig und errötend in jede neue Nummer der Zeitung, wartete nicht mehr auf den Briefträger, sondern lag fleißig seinen Studien ob. Nur etwa an einem Samstagabend beschlich ihn ein sonderbares Gefühl, er spürte Mitleid und Heimweh.

Nach ungefähr einem Jahr wurde Kurt durch ein kurzes Schreiben auf die Redaktion geladen. Er überlegte zwar ziemlich lange, ging aber dann schließlich doch hin; denn ein gewisses psychologisches Interesse an seinem Jugendwerk durfte er am Ende doch noch haben und es auch zeigen, gerade weil er unterdessen soviel gelernt hatte und heute denselben Stoff nun ganz

anders behandeln würde, vielleicht als Drama.

Auf der Zeitung machte man nicht viel Umstände mit Kurt, er wurde in ein Zimmer im dritten Stock gewiesen und traf dort einen ältern, in keiner Hinsicht auffälligen Herrn. Der sah sich kaum um, als Kurt eintrat und überlegen lächelnd den Grund seines Kommens vorbrachte.

Der Alte stand dann auf und sagte: „Wir haben Ihren Roman gelesen, müssen Ihnen aber leider mitteilen, daß er sich für unsere Zeitung nicht eignet, womit wir übrigens kein Urteil über seinen Wert abgeben wollen.“

Kurt verlor mit einem Mal seinen



Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 13.

Gleichmut; es lag in der Stimme des Alten wie eine Drohung zwischen den gleichgültigen Worten. Kurt mußte die Augen schließen; sie waren feucht und müde geworden, es würgte ihn etwas im Halse. Er dachte an die föhnigen, schwarzen Märzsturmnächte, an das Hangen und Bangen in jenen lauen Vorfrühlingstagen, an all die Tränen und an seine unglückliche Liebe zu jener Zeit, als er den Roman in verstohlener Kammer schrieb. Und nun tat es ihm weh, daß man so mit seinem Geheimnis umging. Es reute ihn, er schämte sich, und ehe er's wehren konnte, tropften Tränen über seine frischroten Backen. Der Kritifer merkte wohl die Bewegung, die den jungen Mann durchzitterte, stellte sich aber lesend ans Fenster, weil er ihm die Stille dieses Augenblicks von Herzen gönnen möchte. Aus der Tiefe des Hauses oder aus irgendeiner weiten Ferne summte ein langsam, sanfter, dumpfer Rhythmus von schweren Maschinen zu ihnen herauf und verging an den kalten, hohen, weißgetünchten Wänden.

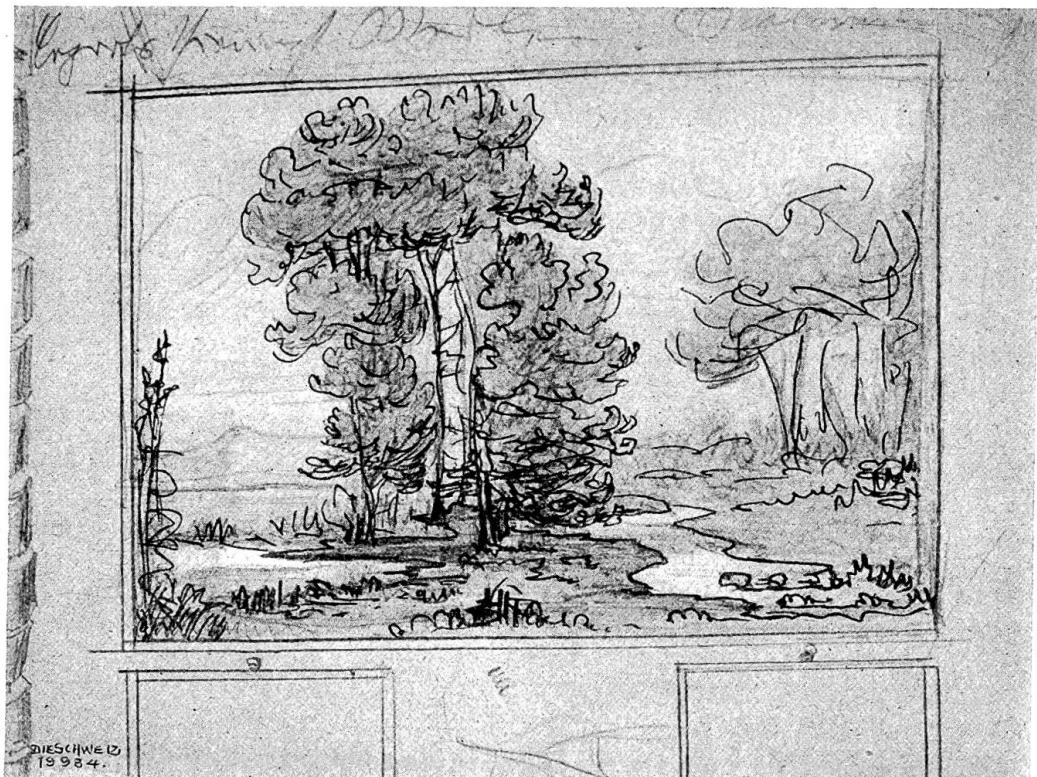
Kurt richtete sich langsam auf und sagte: „Entschuldigen Sie bitte!“ Er bat

um ein Papier, um sein Manuskript einzupacken. Da aber fragte der Alte mit warmer Stimme und mit wohlwollenden Augen, ob er nicht bleiben wolle. Kurt blieb und setzte sich; denn er war, wie gesagt, ein höflicher und wohlerzogener junger Mann. Der Alte begann:

„Ich habe Ihren Roman zweimal gelesen, und wenn ich im wesentlichen mit der Lesekonferenz in der Beurteilung übereinstimme, so möchte ich Ihnen doch gerne noch etwas sagen. Sie sind jetzt traurig, ich habe Mitleid mit Ihnen, weil Ihnen diese Trauer notwendig ist. Einige schon sind daran gestorben, und andere werden auch zukünftig daran sterben müssen, es sind arme Herzschwäche; wieder andere aber empfinden diese Not und Trauer nicht, das sind die Geistes schwachen. Wohl Ihnen, daß Sie so empfinden können, ich wünsche Ihnen Glück und Segen. Sie sind gut begabt zu nützlicher Lebensarbeit. In Ihrem Roman ist da und dort ein guter Gedanke, und Sie haben diesen Gedanken manchmal ein hübsch bescheidenes Gewand von eigenem Maß und Schnitt umgetan. Aber diese wenigen guten Stellen verschwinden in einem Wust von Langweiligkeit und sind wie Rosinen in einem abgestandenen, sauer gewordenen Brei. Nur wer sich eine besondere Aufgabe daraus macht — wie wir Kritiker — und mit Wohlwollen den Ekel vor dem Brei überwindet, nur der findet die paar wenigen Rosinen. Was aber würden Sie von einem Bäcker halten, der nun um der Rosinen willen den ganzen Brei anröhrt, einen Kuchen draus backt und diesen in ein buntes Seidenpapier einwickelt? Sie würden ihn ohne Zweifel verächtlich einen Pfuscher oder drohend einen Betrüger nennen. Wäre es nicht viel besser, die paar Rosinen fein sauber aufzubewahren und sie zur rechten Zeit einem lieben Mäulchen oder einem, dem Süßigkeit not tut, zu geben? Was also soll der Kübel Teig? Warum muß man einen Roman schreiben, um ein paar gute, nützliche Gedanken zu sagen? Das kann nur jemand tun, der dem blinden



Zeichnerische Schnurpfeifereien G. Kellers Abb. 14.



Beichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 15.

und tauben Wahn verfallen ist, allein ein paar gute Gedanken zu haben..."

Der Alte hielt inne und setzte mit zwei Fingern vorsichtig seine Brille zurecht. Nach einer längeren Pause fuhr er in frischerem Tone fort:

„Ich will Ihnen eine kurze Geschichte aus meiner Jugendzeit, eigentlich sind es viele Geschichten, erzählen; vielleicht haben Sie sie selbst auch erlebt. Von Zeit zu Zeit, aber immer dann, wenn ich es am wenigsten erwartete, griff mir meine Mutter in die vollen Hosentaschen. Jedesmal zog sie vor den erstaunten Augen meiner kleinen Schwester eine geheimnisvolle, bunte Menge aus den dunkeln Tiefen heraus. Neugierig und mit vorsichtigen, spitzigen Fingern wurde der Knäuel auf dem Tisch erbarmungslos auseinandergezupft: Schnüre, Riemen, Scherben, Kiesel, Knöpfe, Nägel und viele andere Dinge, die man nicht erkennen und erklären zu können glaubte. Weder Mahnen noch Strafe vermochten etwas, die Taschen füllten sich immer wieder, heimlich und eilig. Nun, Ihr Roman ist auch so ein Hosensack voll Zeug. Wie, Sie lächeln ungläubig? Sie haben mir ihn hierher geschickt, darf ich ihn hier auf den

Tisch ausschütten? Gut so! Denn es ist auch besser für Sie, daß all das Zeug gründlich durchgesucht wird und daß man davon fort tut, was Sie beim Laufen nach Brot und beim Tummeln in der Lebenslust hindern würde. Hier diese Stelle — und es sind so viele solche durchs ganze Buch — das ist ein Hosentnopf, so, für sich allein betrachtet, ein lächerliches Ding. Sie wissen aber ganz gut, daß auch Hosentknöpfe ihren Wert haben, wenn sie nur am rechten Ort sind. Und Schnüre sind in Ihrem Roman, Schnüre! Alle die Reden des Helden über Kunst, Leben, Liebe sind Schnüre, deren Länge und Dünne freilich staunen läßt. Aber jeder Bub unten auf der Straße kann Ihnen da das Rechte darüber sagen, nämlich, daß man damit nichts Ernstliches anfangen und anbinden kann. Er wird uns belehren: Nimm die Schnur mindestens achtfach, ja zwanzigfach! Wohl, möchten wir entgegnen, dann wird sie aber zwanzigmal kürzer. Gewiß, leider; aber dafür ist gut gebunden, was du damit bindest. Wenn du übrigens eine lange, feste Schnur haben willst, dann mußt du halt mehr Hanf haben. Haben Sie gehört, auf den Hanf kommt es an...

Zupfen wir aber das Zeug aus Ihrem Hosensack noch ein bißchen weiter auseinander! Da sind Nägel, trumm, rostig. Warum schimpfen Sie auf die Frauen in Ihrem Roman, warum diese dummen und gemeinen Wiße, diese häßlichen Zweideutigkeiten über die Mädchen, über das Schönste, was auf der Welt ist? Haben Sie keine Mutter, nicht Schwestern? Schämen Sie sich; jene gehören auch zu der Frauenwelt, die Sie so unflätig verschmieren wollen. Sie sind alt genug, um einzusehen, daß solche rostige Nägel gefährlich sind, daß sie entweder Sie oder andere verlecken könnten. Und wenn nun durch einen Zufall, den niemand regiert, ein Kind sich dran richte und an Blutvergiftung sterben müßte? Auch Frauen und Kinder hätten den Roman gelesen, wenn er in der Zeitung erschienen wäre. Weiter sind da nun Scherben, Gläslein, zum Beispiel diese krausen und turiosen Frühlingsstimmungen, das Lied an die graue Nacht und an den schwarzen Tag. Mir gefallen zwar die Farben der Scherben nicht, ich liebe mehr die bunten Farben, nicht nur grau und schwarz; übrigens sind die Gläslein alle ein bißchen verschmiert und staubig. Wenn Sie aber meinen und mögen, dann nehmen Sie sie nur wieder mit, auch diese Kiesel da; es wird Ihnen nach und nach schon gelingen, artige Fingärchen damit zu legen. Auf das Legen allein kommt es an. Mit bunten Steinchen, wie mir Ihre Stimmungen im Roman vorkommen, ist es übrigens ganz ähnlich wie mit den schönen und guten Gedanken. Sie sind auch keine rechte Privatsache, sicher aber kein Vorrecht für Sie allein. Von schönen und häßlichen Gefühlen, von gutem und schwachem Willen zu reden ist darum noch kein Kunstwerk . . .“

Das Gesicht des Alten verfinsterte sich; er stand mit einer so heftigen Bewegung auf, daß Kurt durch einen plötzlichen Schrecken aus seinem sichern, hoffenden Schämen aufgescheucht wurde.

„Wissen Sie auch, daß ein Diamant in Ihrem Hosensack ist? Nicht? Hier, auf dieser Seite, hier, dieser ganze Absatz ist von . . . Ich will Ihnen zulieb den Namen nicht laut sagen. Aber, ist's wahr oder nicht? Freilich ist der Diamant ver-

schmiert worden und hat die Strahlenspracht verloren in all dem Hosensackunrat. Bringen Sie ihn, ich bitte Sie von ganzem Herzen, reumütig zurück dorthin, wo Sie ihn gestohlen haben! Aber erst ehrfürchtig von all dem Dreck gesäubert! Stehlen Sie nie wieder einen Diamanten! Haben Sie kein Mitleid empfunden, als Sie ihn aus der herrlichen Fassung herauswürgten, als er unter all dem Kram und Tand erblinden sollte, statt in seinem Goldbett unter blauen und roten Lichtern klar und herrlich strahlen zu dürfen?“

Zu dem offenen Fenster dämmerte und duftete ein lauer Frühlingsabend sehn-süchtig zu ihnen herein. Wehmütiges Schwellen und Duften umloste den müden Alten und lockte den Jungen.

„Lassen Sie mich noch das eine sagen, es betrifft Ihre Zukunft. Was an Ihrem Roman fehlt, vermag ich Ihnen weiter nicht zu erklären; unsere Worte trügen und täuschen, wenn sie von dem Einen reden sollen. Darum hat Gott an einzelne Lieblinge ein Herz verteilt, daß es doch empfunden würde. Wenn Sie auch so ein Herz voll glückliches Empfinden haben, dann ist's gut. Haben Sie es nicht, so möge Ihnen der Mut nie fehlen, das klar und treu einzusehen und einzugestehen. Sammeln Sie aber, wenn es Ihnen Freude macht, vorläufig ruhig in Ihren Hosensack: Gläslein, Scherben, Schnüre. Nur eins nicht vergessen“ — und der Alte drohte mit zittrigem Finger und lächelte — „Schnüre zehn- und zwanzigfach nehmen und die Gläslein pußen! Vergessen Sie nie, daß es ein Hosensack voll Zeug ist, und zeigen Sie es nur, wo Sie damit Freude machen werden, packen Sie es ja nicht auf der Straße vor fremden Menschen aus; die würden lachen über Sie, es würde Sie reuen, und Sie mühten sich schämen.“

Der Alte zog aus einem verborgenen Winkel des Schreibtisches ein dünnes Büchlein hervor, schrieb etwas hinein und reichte es Kurt, dessen junges Gesicht glühte.

Als Kurt zu Hause das Büchlein mit dem blumenbunten Einband aufschlug, errötete er ob dem wohlklingenden, bekannten Namen des Verfassers, den er vorher so oft mit Ehrfurcht nennen ge-



Phot. C. Ruf, Zürich.

Richard Kissling, Zürich.

Grabrelief in Marmor für Frau Prof. M. T.-B.
Mutter, die der Wohltäterin den Dank abstattet.
Friedhof Hohe Promenade, Zürich.

hörte hatte. Er wußte nun erst, wer der Alte war, und er schämte sich voll Freude. In dem Büchlein waren Auffsätze, Erzäh-

lungen und Gedichte. Die Widmung aber lautete: „Ein Hosenstaf voll aus froher Jugendzeit.“

Weihnachten

Die Winterfelder schlafen.
Der Wald streut weißen Staub.
Ein kleines Häuslein von Schafen
Knuspert am letzten Laub.

Der Hirt träumt in die Ferne:
Bald treib' ich heim ins Tor.
Bald brechen die klaren Sterne
Der heil'gen Nacht hervor.

Und war doch glücklich weiland.
Das Haupt senkt schwer der Hirt.
Wer weiß, wann ihr der Heiland
Einst wieder kommen wird.

Vom Schein der Christbaumkerzen
Viel Fenster golden sind,
Und Mütter weinen und herzen
Ihr jüngstes Kind.

Und Väter mußten scheiden
Und weilen, wer weiß wo.
Die Welt trägt Leiden
Und kann nicht werden froh,

Ernst Zahn, Zürich.

Neue Schweizer-Prosa V.

Erfreulich ist es, daß sich von den talentvollen Jungen unter den Schweizerdichtern, die wir schon letztes Jahr haben begrüßen dürfen, der Berner Ulrich Amstutz wieder mit einem Bändchen Novellen eingestellt hat. Es sind diesmal fünf Erzählungen aus der „Schweizer Franzosenzeit“¹⁾ unheilvollen Angedenkens und dennoch glücklichen Ausgangs für die Eidgenossenschaft, und wieder hat Amstutz in der lebendigen Vergegenwärtigung dieser traurigen Epoche unserer Geschichte eine ganz entschiedene Talentprobe geliefert, die wir freudig zur Lektüre empfehlen. Der Dichter verfügt über eine kräftige Sprache, versteht zu charakterisieren und anschaulich zu gestalten, und besonders die urwüchsigen Schweizer, wie Peter Holz in der gleichnamigen Erzählung, graben sich tief in unser Gedächtnis. Bemerkenswert geschickt weiß Amstutz auch den Chronikstil zu handhaben; er schöpft aus der Volksprache mit Glück und schöpferischer Begabung, und nur selten kommt es vor, daß sich die Sonderart seiner Sprache etwas absonderlich gibt, was die Gefahr, in Manier zu verfallen, nicht ganz ausschließt. Nimmt sich Amstutz vor dieser Gefahr in acht, so dürfte er noch manches eigenwüchsige, echt schweizerische Werk schaffen können.

Mehr volkskundliches Interesse, wenn auch nicht gesagt werden soll, daß es ihm an dichterischer Gestaltungskraft fehlt, beansprucht Ludwig Meyer mit einem Büchlein „Im Schat-

ten des Gantrisch“²⁾. Besonders der kräftvoll-urwüchsige, an altem Sprachgut genährte Ausdruck verdient Anerkennung. „Bingeli der Welschlandgänger“ ist eine kostliche Geschichte, die uns in recht froher Laune zurückläßt. Wohl die beste Arbeit ist aber „Das Fronfastenschaf“, das uns in tatsächlich meisterlicher Art den Überglauen des Volkes, daß ein zu Fronfasten geborenes Schaf Unglück bringe, scheinbar beweist, während alles in Wirklichkeit folgerichtig mit innerer Notwendigkeit sich vollzieht, ohne Zauber und Wunder, und doch — wie ein Schicksal wirkt. Tiefe Kenntnis der Volksseele, entschiedene Gestaltungskraft und bodenständige Sprache vereinigen sich hier zu einer volkskundlich und kulturgechichtlich wichtigen Arbeit von dichterischem Wert, die als starker Beweis echten Talentes Empfehlung verdient.

Die kleinen Büchereien, deren wir eingangs (S. 669f.) eine wieder begrüßen durften, haben in der „Schweizerischen Bibliothek“ eine überaus wertvolle Bereicherung erfahren. Der Verleger³⁾, der diese verdienstliche Sammlung herausgibt, hatte offenbar die „Österreichische Bibliothek“ des Inselverlages bei der äußern Ausstattung der Bändchen im Auge, sodaß sie äußerlich eine Kopie jenes Unternehmens darstellen. Das fordert zu Vergleichen heraus, und es wäre meines Erachtens eine selbständige Aus-

¹⁾ Zürich, Drell Fügli.

²⁾ Bern, A. Francke, 1917.

³⁾ Raether & Co. in Zürich.